

1855. auf. 46. 22

Der Satellit erscheint als
Beiblatt der Kronstädter Zei-
tung jeden Samstag und
kann nur mit dieser Zeitung
pränumerirt werden.

Der Satellit.

Der Pränumerationspreis für
Satellit und Kronstädter Zei-
tung beträgt halbjährig ohne
Postausendung 4 fl., mit voll-
freier Zusendung in die k. k.
Staaten 5 fl., ins Ausland
6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 42.

Samstag, den 20. Oktober 1855.

16. Jahrgang.

Das Concordat.

Die „Gazetta uff. di Ven.“ läßt sich aus Rom folgende vorläufige, und wie wir Grund haben zu glauben, richtige Notizen über das jüngst abgeschlossene Concordat zwischen Rom und Oesterreich mittheilen. Dasselbe ist in deutscher und lateinischer Sprache abgefaßt, und enthält in 28 Artikeln folgende Bestimmungen: Die katholische Religion wird in allen jenen Landestheilen, in welchen sie herrscht, mit sammtlichen Rechten und Prärogativen, welche ihr die heiligen Canons gewähren, aufrecht erhalten und geschützt. Das Placetum Regium ist aufgehoben, der Verkehr der Bischöfe mit dem h. Stuhle in geistlichen Beziehungen, der Verkehr der Bischöfe mit ihrem Clerus und dem Volke, die Instruktionen und Bestimmungen derselben in geistlichen Angelegenheiten — sind frei gegeben. Frei und einzig den Bischöfen übertragen ist die Ernennung ihrer Vicare und Räthe, die Ertheilung oder Verweigerung der Weihen an solche, die deren unwürdig erachtet werden, die Gründung oder Theilung der Pfarreien, die Anordnung öffentlicher Gebete, die Einberufung von Synoden, die Veröffentlichung von Hirtenbriefen und Ordonanzen, das Verbot gefährlicher Bücher. Den Bischöfen ist an öffentlichen und Privatunterrichts-Anstalten die religiöse Erziehung der Jugend, die Ueberwachung des Religionsunterrichtes anvertraut, einem kirchlichen Inspector alle katholischen Elementarschulen untergeordnet. Den Bischöfen ist die Ernennung der Rectoren anvertraut, und ohne ihre Ermächtigung Jedermann das Lehren der Theologie oder des canonischen Rechtes untersagt. Nach Norm der Canons oder Vorschriften des tridentinischen Conciliums werden kirchliche Sachen von kirchlichen Richtern geurtheilt, und den weltlichen Richtern nur die Eheangelegenheiten einzig in Bezug auf die kirchlichen Wirkungen dieses Sacramentes übertragen werden. Die Bischöfe haben das volle Recht, die Geistlichen zu strafen, welche die kirchlichen Disciplinen übertreten, und Strafen gegen Jene auszusprechen, welche die kirchlichen Gesetze verletzen; während den weltlichen Gerichten einzig die Civilsachen und die durch Geistliche begangenen Verbrechen zufallen; doch wird in Bezug auf die letzteren der Bischof vorgängig verständigt werden. In den Gefängnissen werden die Geistlichen von den weltlichen Verhafteten getrennt; in den Kirchen wird die Immunität aufrecht erhalten, insofern die öffentliche Sicherheit mit dieser übereinstimmt. Fragen von Laien in Bezug auf das Patronat werden von weltlichen Gerichten entschieden werden. Mündliche oder schriftliche Verurtheilungen der katholischen Religion, der heiligen Liturgie so wie auch der Bischöfe und Priester werden nicht gestattet. Bei Präsentirung neuer Bischöfe an den heiligen Stuhl wird die Ansicht der Bischöfe der Provinz vernommen werden. Den Bischöfen sind alle Rechte über die Seminarier zuerkannt, daher ausschließlich ihnen die Ernennung der Rectoren, Professoren und Lehrer zusteht; die Pfarrer werden mittelst Concurs gewählt, die ersten Würden der Cathedral-Capitel werden von dem h. Stuhle ernannt, wenn nicht ein Patronatrecht zu Grunde liegt, die anderen durch den Kaiser, mit Ausnahme jener, die gleichfalls aus dem Patronatrechte entspringen oder der freien Verleihung der Bischöfe anheimgestellt sind. Dem Kaiser wird das Recht der Ernennung zu allen Domherrnstellen und patronatrechtlichen Pfarreien gegeben, wo das Patronatrecht aus einem Religions- oder Studienfond entspringt, unter der Bedingung, daß die Ernennung auf jene Drei falle, welche der Bischof nach einem vorläufigen förmlichen Concurs vorschlägt.

Der h. Stuhl hat das volle Recht, mit Zustimmung des Kaisers neue Diöcesen, neue Eintheilungen derselben zu gründen. Sr. Majestät übernimmt die Verpflichtung, die Pfarreien, welche gegenwärtig einer genügenden Congrua entbehren, mit einer solchen zu versehen. Das Recht in Bezug auf die Kirchengüter wird nach Vorschrift der canonischen Institutionen ausgeübt, und in Bezug auf den Besitz werden jene Normen festgestellt, welche die Canons vorschreiben. Der Klostergeistlichkeit ist der freie Verkehr mit ihren in Rom residirenden Oberen zugesprochen; diese haben das volle Recht, die Klöster der Monarchie zu visitiren und Circularien in Bezug auf die Disciplin u. zu erlassen; die kirchlichen Orden haben das Recht, Noviziate zu eröffnen, die Bischöfe, im Einvernehmen mit der Regierung, neue Männer- oder Frauenklöster zu errichten. Das Eigenthum der Kirche wird heilig und unverleglich erklärt, und diese in ihrem vollen Erwerbrechte belassen. Keine Unterdrückung oder kein Verkauf kann ohne Dazwischenkunft des heiligen Stuhles stattfinden, die Rechte der Bischöfe bleiben stets unbeeinträchtigt. Die Kirchengüter werden nach den canonischen Vorschriften verwaltet; für die Verwaltung der vacanten Beneficien wird eine gemischte Commission eingesetzt; das Recht, den Zehent zu erheben, wo derselbe noch besteht, wird festgesetzt, und von Sr. Majestät die Verpflichtung übernommen, dort, wo es nicht mehr besteht, eine Dotation mit onerosen Titel anzuweisen. Alle andern Angelegenheiten, welche in diesem Concordate nicht erwähnt sind, werden nach den Lehren der Kirche und den von dem h. Stuhle gutgeheißenen herrschenden Einrichtungen geordnet; das Concordat wird als Staatsgesetz für immerwährende Zeiten erklärt, und alle Gesetze und Uebereinkünfte abgeschafft, welche bisher in Bezug auf die kirchlichen Angelegenheiten im Staate herrschen.

Lieutenant Burtons Reise nach Medina.

Der Engländer ist am liebsten auf Reisen, und je größere Gefahren mit seinen Wanderungen verbunden, desto wohler fühlt er sich. Nirgend werden daher auch mehr Reisebeschreibungen gedruckt als in London, und in keinem Lande der Welt würden sie auch so guten Absatz finden als in England, wo man sich für ferne Länder und für fremde Sitten in hohem Grade interessirt.

Bis vor Kurzem war in der gelehrten Welt allgemein die Ansicht verbreitet, daß es keinem Ungläubigen gestattet sei, den Boden der heiligen Stadt Mekka zu betreten. Lieutenant Burton, ein kühner Mann, der in Ostindien gedient und sich dort mit der Sprache und den Sitten der Orientalen vertraut gemacht, faßte den Entschluß, in der Verkleidung eines Muselmannes nach Mekka und Medina zu pilgern, um diese heiligen Städte kennen zu lernen. Vor ihm hatten nur wenige Christen trotz der Verkleidung gewagt, sich der Gefahr einer Entdeckung auszusetzen, aber Lieutenant Burton vertraute einerseits dem Zauber des englischen Goldes, andererseits aber auch der Vorsicht, mit welcher er seine wahre Nationalität zu verheimlichen suchte.

Die Vorbereitungen, die er vor dem eigentlichen Beginn der Reise getroffen, sind vollkommen geeignet, uns einen schönen Begriff von seinem energischen Charakter zu geben. Monate lang mußte er vorher in orientalischer Tracht unter Moklams leben, sich allen ihren Gebräuchen und Launen fügen, um nicht als Christ erkannt zu werden. Ein Glück für ihn war es freilich, daß seine Gesichtsbil-

bung einen fast orientalischen Typus hatte, und daß er mit der arabischen Sprache so ziemlich vertraut war, sonst hätte man ihn trotz seiner Bekleidung erkannt und fortgesetzt. Er lebte ganz auf mahomedanischem Fuß und genoß in Alexandrien einen sorgfältigen Unterricht in den Observanzen des Islams. Mit Hilfe seines Lehrers las er den Koran sammt den zahlreichen Auslegern des heiligen Gesetzes und konnte bald trotz eines gelehrten Mufti über religiöse Fragen diskutieren.

Die erste Frage, die man im Orient an einen Fremden stellt, ist gewöhnlich: „Wie heißt Du, woher kommst Du?“ Um sich nicht zu verrathen gab er sich für einen Afsghaner aus, mit deren Sprache und Sitten er vollkommen vertraut war. Eine besondere Vorsicht erforderte seine Toilette. Es wird wohl kein frommer Türke dagegen etwas einzuwenden haben, wenn der Reisende ein Stück Seife mit sich führt, aber er darf sich bei Leibe keiner Zahnbürste oder keines Borstenseifens zum Rasiren bedienen, weil der echte Muselman nichts so sehr verabscheut, als das, was ihn an das unreine Thier erinnert, dessen Fleisch ihm der Prophet so streng verboten. Eben so muß er einen Ziegenledernen Schlauch mit sich führen, weil der Besiß eines Bechers, aus welchem vielleicht ein Schweinefleisch essender Christ getrunken, geeignet ist, einen sonst achtbaren Menschen um Ehre und Ansehen zu bringen. Der Lieutenant trug ferner ein ungeheures baumwollenes Parapluie, von so grellen Farben, wie es die Orientalen lieben. Messer, Scheeren und andere Sachen, die einen europäischen Geschmack verriethen, mußte er ebenfalls auf's sorgfältigste meiden, um sich nicht zu verrathen. Die größte Schwierigkeit bestand darin, Skizzen oder Notizen zu machen, weil der Beduine einen Menschen, der in seiner Gegenwart etwas in eine Mappe einzeichnen wollte als einen Spion oder gar als einen Zauberer betrachten würde. Einem deutschen Gelehrten wäre es einmal bei einem solchen Anlaß sehr schlecht ergangen und er durfte sich glücklich preisen, daß ihm nichts weiter geschah, als daß das Skizzenbuch — die Arbeit mehrerer Monate — vor seinen Augen zerrissen wurde. Der Lieutenant mußte also sehr vorsichtig sein und konnte höchstens auf ein Papierschnitzel, das er in der hohlen Hand versteckte einige Notizen schreiben.

Um sich zum Reisenden im Orient noch besser zu qualifiziren, betrieb er in Kairo die ärztliche Praxis. Um im Orient sein Glück als praktischer Arzt zu machen, muß man einen Weg einschlagen, den Lieutenant Burton zum Heil und Frommen aller nicht beschäftigten Ärzte mittelt. „Man beginne“, sagt er „seine Kunst an dem Portier, der sicherlich trübsinnig ist, und bei dem daher ein Tropfen von einer bekannten Säure Wunder wirken wird. Gelegentlich muß man ihm auch ins Ohr sagen, daß man von armen Leuten keine Zahlung beansprucht. Der Portier ist genehm und verbreitet deinen Ruf nach allen Ecken der Windrose, so daß das Haus in kurzer Zeit von der lieben Armuth gleichsam belagert wurde. Ein türkischer Armer behandelt seinen Arzt wie seinen ergebener Knecht und kehrt demselben den Rücken, sobald er geheilt worden ist. Hat der Pöbel den Ruf eines Arztes gemacht, so beginnen allmählig auch die bessern Volksklassen sich einzufinden, aber natürlich nur mit der größten Vorsicht. Endlich einigt man sich so weit, dem Arzte zu gestatten, ins Haus zu kommen und die Medizin mitzubringen. Jetzt ist das Glück eines Arztes gemacht. Er muß nun vor Allem bedingen, daß ihm bei jedesmaliger Visite auch die beiden Esel, auf welchen er und sein Diener reiten, vergütet werden, weil ein Arzt der zu Fuß kommt, gar nicht beachtet wird. Bei der Ankunft im Hause des Patienten wird man von der Dienerschaft sorgsam vom Esel gehoben und dann in das Krankenzimmer geleitet. Der Dienerschaft gegenüber muß man sich sehr gemessen und gravitätisch benehmen, um sich keine Blöße zu geben. Im Krankenzimmer grüßt man die Anwesenden mit einem feierlichen „Friede sei mit Euch“, welches mit einem „Friede und Segen Allahs sei mit Euch“, beantwortet wird. Nach einigen weitern sehr ceremoniösen Begrüßungen setzt sich der Arzt dem Kranken gegenüber nieder und wartet, bis dieser ihm den Puls zu fühlen gibt und gleichzeitig fragt, was ihm fehle, worauf er mit wichtig thuerender Miene entgegnet, daß wohl eine schwere Krankheit im Anzuge sei, die aber seinen kostbaren, unvergleichlichen und wunderbaren Medicamenten in kurzer Zeit weichen werde. Nachdem der Kranke beruhigt worden, erkundigt sich der Doktor, ob man ihm zahlen werde, denn nichts erregt im Orient mehr Mißtrauen gegen den Arzt, als Un-

eigennützigkeit. Im allgemeinen zahlt man die Visite mit 20 Piastrern, bei reichen Leuten hingegen ist es schicklich, mehr zu verlangen und ja recht zu feilschen, damit man einen großen Respekt vor dem Arzte bekommt. Ein Arzt würde sich unsterblich blamiren, wenn er ohne Medizin kuriren wollte, im Gegentheile muß er seinem Kranken fabelhafte Quantitäten der unappetitlichsten Dinge hinunterschlucken lassen, damit sie für ihr schweres Geld doch etwas zu genießen haben. Es ist auch praktisch mit der Einnahme der Medizin eine körperliche Anstrengung zu verbinden, wie denn auch ein bekannter Arzt in Bagdad das Fieber mit Pulver und mit der Bastonnade kurirte.“

Auf diese Weise vorbereitet, trat Lieutenant Burton seine Wanderung durch die Provinzen, welche mit Recht die Wiege des Islams genannt werden, und gelangte auch wirklich nach Medina und Mekka. Er ist von Medina wenig erbaut worden und schildert diese Stadt in folgender Weise: „Durch eine Reihe kothiger Straßen gehend, kam ich plötzlich zu der weltberühmten Moschee, die noch so viele Reliquien von Nothged enthält. Wie in Mekka sind die Zugänge zu dem Gotteshause durch einen Haufen häßlicher Gebäude beengt, welche die Aussicht verstellen und demselben alle Ansprüche auf Schönheit und Würde entziehen. Als ich durch eine Treppe in den Bab-el-Rahmah gelangte, war ich ganz erstaunt über den schäßigen und gemeinen Anblick eines Platzes, der von allen Moslems so hoch geehrt wird; er kam mir vor wie eine Kumpelkammer, die mit allerlei flitterhaftem Tand aufgeputzt worden.“

Der Garten ist der am besten gehaltene Theil der Moschee, von welcher man weiter nichts sagen kann, als daß sie mit einer römischen Kirche zweiten Ranges eben so wenig Ähnlichkeit hat, als eine gewöhnliche englische Kapelle mit der Westminster-Abtei. Es ist ein Raum von ungefähr 80 Fuß Länge, der mit Flitterwerk so aufgeputzt ist, daß er einem Garten gleicht. Die Teppiche desselben sind mit Blumen gestickt, die Säulen mit Arabesken, die allerlei bunte Pflanzen vorstellen, verzieren und die Illusion, daß man einen Garten vor sich hat, nicht besonders täuschend. Lieutenant Burton besuchte auch die „Moschee der Märtyrer“, von welcher er Folgendes erzählt: „Ein Araber war mein Führer. Mit geziemender Gravität zog er aus dem Gürtel einen Bund wunderlich geformter Schlüssel und öffnete das Schloß mit so viel Geräusch als möglich. Wie ich später erfuhr, machte er deshalb so viel Geräusch um die Seelen der Märtyrer zu avisiren, daß sie durch Besuch gestört werden. Interessanter als diese halbverwitterten Plätze mohamedanischer Feingläubigkeit sind die politischen Gespräche, welche Lieutenant Burton in Medina bei seinen türkischen Gastfreunden gehört. „Der Sultan“, sagte ein alter Türke mit zwinkernden Augen, „hat dem Czaren Befehl erteilt ein Mohamedaner zu werden. Der Czar hatte nämlich um Frieden gebettelt und sich erboten, Gehorsam zu leisten und Tribut zu zahlen. Doch der Sultan rief: Nein, bei Allah! El Islam! Natürlich konnte der Czar einen solchen Schritt nicht ohne gewisses Zögern vornehmen, doch Allah schlägt den Ungläubigen ins Gesicht und er beugt sich vor seinem Willen. Mit dem „Moskow“ wird der Sultan nun bald fertig werden, dann wird seiner siegreichen Arm gegen alle Söldnerdiener von Frangistan ausstrecken und mit den Engländern, den Franzosen und den Griechen den Anfang machen.“ Die Aussicht ist gewiß sehr reizend, doch sorgt Gott wohl in seiner ewigen Barmherzigkeit, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Von Medina pilgerte Lieutenant Burton in zahlreicher Gesellschaft nach Mekka, dessen Eigenthümlichkeiten und Wunder er in einem zweiten Theile seiner interessanten Reisebeschreibung erzählen will.

Die Freiheit der Welt.

Vor ein paar Tagen wiederholte Lord Palmerston in einer Festrede die schon mehrmals gegebene Versicherung, daß es den Alliierten bei ihrem Kriege gegen Rußland keineswegs um selbstnützige Zwecke zu thun sei — ihr Ziel sei ein edleres und erhabeneres: die Freiheit der Welt.

Die Freiheit der Welt! Auf wie viele Banner ist dieses Lösungswort schon geschrieben worden, bis es zum stereotypen Gemeinplatz herabfiel! Wenn es aber auch diesmal vorzugsweise darauf berechnet sein mochte, dem Publikum ein Zeichen des Beifalles zu entlocken und auf den Flügeln der Zeitungspreffe durch das Land zu wandern, so müssen wir doch annehmen, daß eine solche Redens-

art im M
Regierung
großer pol
den revol
ähnlichen

In d
mit die be
ten darauf
Christenbu
der Welt,
der europä
bei aufzulö
so gibt es
Mittel, als
Seiner R
hoffen kann
gerliche un
zelten Sp
von selbst
Richtung n
Erfolg lau
land, auch
gewaltigere

In de
Druckes, de
bereits ein
fruchtbar
durch einm
dauernder
Welt vor
schützt bleib

Mit d
tigiten mate
der einen C
hige Prüfu
gesetzt nöth
nicht allein
verborgenst
sich unterse
großen St
Dienigen,
von der A
Daguerreo
schen Him

Der
strenge
erworben,
händeln zu
Herz und
annehmbar
aus einer
starke Abf
herbeiführ
wohl krieg
Befestigung
Ziel seine
einer Aus
noch Hind
besitzt, nic
genwärtig
und tumu
würde da
fer einen
die gebra
die durch
Der
antragen
eine Ver

art im Munde des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten einer Regierung, die sich mit Frankreich und Oesterreich zur Durchführung großer politischer Zwecke verbunden: einen andern Sinn hat, als in den revolutionären Manifesten aus kossuth mazzinischer Feder, die von ähnlichen hochtonenden Phrasen wimmeln.

In dieser Voraussetzung finden wir uns bestärkt, wenn wir damit die beinahe gleichzeitige Nachricht zusammenhalten, daß die Allirten darauf ausgehen, in der Türkei Humanität, Civilisation und Christenthum zu pflanzen und zu pflegen. Denn wäre die Freiheit der Welt, d. h. wie wir dieselbe verstehen, die Selbstbestimmung der europäischen Staaten, durch die Bestrebungen Rußlands, die Türkei aufzulösen und sich den Löwenantheil zuzueignen, wirklich bedroht, so gibt es dagegen kein zuverlässigeres, ja überhaupt kein anderes Mittel, als der christlichen Bevölkerung der Türkei von Seiten der Gegner Rußlands mehr zu bieten, als sie von diesem erwarten und hoffen kann, nämlich vollen Schutz für Leben und Eigenthum, bürgerliche und kirchliche Emancipation. Dann werden jene tiefgemurzelten Sympathien, die Rußlands mächtigste Bundesgenossen sind, von selbst eine andere, den europäischen Interessen entsprechendere Richtung nehmen, und das Abendland wird der sogar durch einen Erfolg kaum zu bannenden Besorgniß Trotz bieten können, daß Rußland, auch wenn es zurückweicht, daß nur thut, um sich auf einen gewaltigeren Sprung vorzubereiten.

In der hier angedeuteten Richtung ist durch die Lockerung des Druckes, den die Westmächte bisher auf Griechenland lasten ließen, bereits ein wichtiger Schritt geschehen; wir begrüßen ihn als den fruchtbaren Keim einer bessern Zukunft des christlichen Orients, die durch einmüthiges Zusammenwirken des christlichen Abendlandes auf dauernder Grundlage befestigt werden muß, wenn die Freiheit der Welt vor den Suprematizgelüsten des russischen Cäsaropapismus geschützt bleiben soll. (A. 3.)

Mundschau.

Mit den Entscheidungen, denen wir entgegengehen, sind die wichtigsten materiellen Interessen verknüpft, es ist daher für Jedermann, der einen Einsatz in dem großen Wagespiele der Zeit hat, eine ruhige Prüfung und Kenntnißnahme der jeweiligen Verhältnisse unausgesetzlich nöthig. Wer aber, und wenn ihm der deutlichste Einblick nicht allein in die Geheimnisse aller Kabinete, sondern sogar in die verborgensten Falten der Herzen der Mächtigen gestattet wäre, dürfte sich unterfangen zu sagen: diesen oder jenen Ausgang werden die großen Streitfragen, welche die Welt bewegen, nehmen. Selbst denjenigen, welche die Begebenheiten leiten, vermögen es nicht, und von der Presse darf daher nicht mehr erwartet werden, als daß die Daguerreotypbilder der Erscheinungen liefert, wie solche am politischen Himmel eben wirklich vorüberziehen.

Der Kaiser der Franzosen hat durch die gemachten großen Anstrengungen und die von seinen Armeen erlängten Erfolge das Recht erworben, das entscheidende Wort in den jetzt obschwebenden Weltbündeln zu sprechen. Seine Gedanken kann nur Der kennen, welcher Herz und Nieren prüft, allein soweit er sie äußert, sind sie einer annehmbaren Ausgleichung nicht entgegen. Selbst wenn dies nicht aus einer friedliebenden Gesinnung hervorgehen sollte, würde ihn der starke Abfluß des Geldes, den Krieg und eine unzureichende Ernte herbeiführen, dazu bewegen. Er versichert überdies, daß nicht so wohl kriegerische Ehren, als die Entwicklung der Wohlfahrt, die Befestigung der Ordnung, die Erhaltung der Ruhe in Europa das Ziel seines Ehrgeizes sind. Wie geneigt er aber auch persönlich einer Ausgleichung mit Rußland sein mag, so stehen ihm dabei dennoch Hindernisse im Wege, welche selbst die große Gewalt, die er besitzt, nicht zu übersteigen im Stande sind. Die Leiden, welche gegenwärtig in Frankreich empfunden werden, erregen Unzufriedenheit und tumultuarische Vorgänge: weit allgemeiner, weit lärmender aber würde das Geschrei gegen die Regierung sich erheben, wenn der Kaiser einen Frieden schließen wollte, welcher den unermesslichen Opfern, die gebracht worden sind, nicht entspräche und welcher die Gefahren, die durch den Krieg beseitigt werden sollen, fortbestehen ließe.

Der Kaiser befindet sich also nicht in der Lage, mit Friedensanträgen hervortreten zu können, und keine neutrale Macht vermag eine Vermittelung anzubieten, deren Annahme von der andern Seite

nicht gesichert, oder zu deren Erzwingung sie selbst nicht bereit ist. Solange sich mithin Rußland nicht für den besetzten Theil erklärt und den Frieden unter annehmbaren Bedingungen zu schließen erdbüchtig ist, solange ist an dessen Herstellung nicht zu denken. Es bleibt aber noch immer der Ausweg offen, daß die Gesamtheit des deutschen Bundes sich über Das, was Rußland der Herstellung der europäischen Ruhe zum Opfer bringen muß, verständigt und die Westmächte zur Annahme dieser Vorschläge zu bewegen sucht, die, wenn sie den zulässigen Anforderungen halbwegs entsprechen, nicht versagt werden würde. Das sonach geschlossene Uebereinkommen wäre alsdann das Gesetz, dem Rußland sich fügen müßte, wenn es Deutschland nicht zu seinem Gegner haben wollte.

Irrten wir nicht, so ist das der ungefähre Inhalt der Unterredungen gewesen, welche Kaiser Napoleon mit dem Freiherrn v. Prokesch gepflogen hat. Dieser Staatsmann, von der Billigkeit der Absichten seines kaiserlichen Gönners überzeugt, hat solche seinem Hofe mitgetheilt und wird sie in Wien persönlich bevorwortet haben. Haben sie dort, wie zu erwarten steht, Anklang gefunden, so dürfte ein neuer Notenwechsel und eine Eröffnung am Bundestage die nächste Folge hiervon sein.

Rußland hat den Frieden oft von der Hand gewiesen. Sollte nicht endlich die Ueberzeugung Platz greifen, daß es gerathener sei, Rußland Zugeständnisse abzunöthigen, die sich auch jetzt noch innerhalb angemessener Schranken bewegen würden? Die dunkle Hoffnung eintretender Umstände, die sich zu Rußlands Gunsten fügen könnten, ist so unzuverlässig, daß sie, wie zeither, unsehlbar getäuscht werden wird. Ist der Preis, um den der Frieden zu erlangen war, ein steigender gewesen, so wird er es auch künftig sein. Die Eroberung der Krim haben die Westmächte sich als nächstes Ziel vorgesteckt, und es ist eine Thorheit, zu wähnen, daß die Sieger mit dieser Perle des Schwarzen Meeres gar nichts anzufangen wissen würden. Bessarabien und Georgien werden dann gleich der Krim verloren gehen und diese Eroberungen sich gegenseitig stützen und tragen. Wenn Odeffa noch steht, so ist das fast nur eine Vergünstigung, die Rußland zu Theil wurde. Ob Nikolajeff und Cherson uneinnehmbar sein werden, muß die Folgezeit lehren.

Bedeutungsvoll ist die Stimmung des schwedischen Reiches, welche nach dem Falle von Sebastopol einen so gewaltigen Ausdruck gefunden hat. So lebhaft sprach sich die Erinnerung an die Zeiten der Karle und der Gustave aus, daß man am Hofe von Stockholm nicht übersehen durfte: es lebe ein Gustav noch, und es sei nicht ungefährlich für die jetzige Dynastie, ihren Namen nicht an die glorreichen Tage der schwedischen Vergangenheit anzureihen. Die Sendung, welche Baron Knut Bonde plötzlich nach Paris erhalten hat, erregt unter solchen Umständen Aufsehen. Er überbringt das Bildniß des Königs dem Kaiser der Franzosen zum Geschenk, in Schweden aber glaubt man, daß er der Ueberbringer noch ganz anderer Dinge ist. Wie dem auch sei, so läßt sich kaum bezweifeln, daß, wenn die Verbündeten siegreich fortschreiten und im E. J. mit bedeutender Heeresmacht in der Dniepr erscheinen werden, die Mitwirkung Schwedens ihnen nicht entgegen dürfte.

Einer der schwierigsten Punkte besteht, es läßt sich nicht läugnen, in dem Ersatz der Kriegskosten, nur darf man dabei nicht vergessen, daß Rußland sich in den Friedensschlüssen vom 3. Nov. 1827 zu Tauris und 10. Febr. 1828 zu Turkmantschai von Persien die Zahlung von 18 Mill. Rubel ausbedang, und die in ihren Finanzen so sehr beschränkte Pforte den Frieden von Adrianopel mit 10 Mill. Dukaten erkaufen mußte, auf deren Rückerstattung sie jetzt einen billigen Anspruch gewonnen hat. Frankreich, dem im zweiten pariser Frieden eine Milliarde auferlegt wurde, befindet sich nicht in der Stimmung, eine Verletzung des russischen Partegefühls darin zu finden, daß das von Rußland früher beobachtete Verfahren jetzt gegen dasselbe, wenn auch unter anderen Verhältnissen, angewendet wird. Wenn es daher noch gelingen sollte, hierin eine Schonung zu erwirken, so müßte das in der That, wie man zu sagen pflegt, noch in der zwölften Stunde geschehen.

Wir glauben genug gesagt zu haben, um die Lage zu charakterisiren und nachzuweisen, daß es gerathener sei, den Zeitpunkt zur Beendigung dieses beständig schwieriger werdenden Krieges nicht ungenutzt vorübergehen zu lassen. Absichtlich haben wir nur von Frankreich gesprochen, weil hier die meiste Geneigtheit zur Ausschöpfung vorhanden ist. Wird Kaiser Napoleon vom Continente mit

Aufrichtigkeit und Kraft unterstützt, so glauben wir, daß er seinen großen Einfluß auf das englische Kabinett anwenden werde, um auch dieses friedlich zu stimmen. Tritt dagegen in Deutschland keine durchgreifende Aenderung der Politik ein — und es zeigt sich dazu keine Aussicht — dann wird Frankreich auch die leiseste Störung seines festen Bündnisses mit England sorgfältig vermeiden und auf der Kriegsbahn mit ihm fortzuschreiten, auf der es der Rufer im Streit ist, wenn es auch mit dem Arme nur schwache Streiche führt. Die Möglichkeit, daß sich die Dinge zum Besten wenden, ist gerade nicht ganz verloren, dennoch aber möchten wir zur Zeit noch nicht rathen, irgend einem Unternehmen die Voraussetzung eines in Bälde zu erwartenden Friedensschlusses zu Grunde zu legen.

Feuilleton.

(Das Vermögen des Hauses Rothschild) wird auf eine halbe Milliarde Gulden angeschlagen, während der Credit des Hauses dasselbe gewiß über mehr als die dreifache Summe verfügen läßt. An Staatspapieren verschiedener Länder, Actien u. dgl. besitzt das Haus einen Werth von circa 300 Millionen Gulden. Dabei ist nicht gerechnet das Privatvermögen der einzelnen Brüder Rothschild, ihre Herrschaften, Landgüter, Häuser, u. s. w., die einen Werth von 100 Millionen Gulden übersteigen sollen. Ebensovienig die baren Summen, die sie entweder bei den Banken von London, Paris und Wien niedergelegt haben, oder in ihren eigenen Cassen verwalten. Die Gründung eines Credit-Institutes von 200 Millionen Gulden in Wien wäre somit für Rothschild's eine ohne Anstrengung zu bewerkstelligende Aufgabe.

(Als einen Beitrag zur Biographie des Fürsten Gortschakoff,) theilt ein Correspondent der „Times“ (ein Augenzeuge, wie er sich nennt) folgende Züge aus seinem Leben mit: Es sind jetzt drei Jahre verflossen, seit der Herzog von Wellington in St. Pauls beigelegt wurde. Eine Gruppe hochgestellter Persönlichkeiten, darunter Repräsentanten aus fast sämtlichen Staaten Europas, erwarteten die Ankunft des Trauerzuges in der Kathedrale, unter ihnen ein General im vorgerückten Mannesalter, von fester, Entschlossenheit ausdrückender Haltung, der sich die Zeit, bis der Leichenwagen ankam, auf etwas auffällige Weise vertrieb. Er ging nämlich an den Soldaten der verschiedenen Regimenter, die bei dieser Gelegenheit Spalier machten, auf und ab, schob ihre Weinkleider zurück und untersuchte sorgsam ihr Schuhwerk. „Was thun sie da, Fürst Gortschakoff?“ frug ihn einer seiner Bekannten. — „Es heißt bei uns zu Hause — erwiderte der Angeredete — daß Eure Garben stärkles gutgearbeitetes Schuhwerk haben, während das Schuhwerk Eurer Linientruppen von untergeordneter Qualität sein soll. Ich habe mich von der Richtigkeit dieser Angabe überzeugen wollen, kann aber den Unterschied nicht herausfinden.“ Der Fürst zeigte bei dieser Gelegenheit, wie sehr er sich die Details des Dienstes angelegen sein ließ. Damals freilich hatte er keine Ahnung, daß er in den Fürstenthümern und der Krone berufen sein werde, ganz andere Beweise für seine Tüchtigkeit als General zu liefern. — Eine zweite Anekdote aus seinem Leben greift in die Zeit zurück, wo er in Polen commandirte. „Damals“ so erzählt der Correspondent, der in diesem Falle schwerlich ein Augenzeuge war, „ließ er allen polnischen Insurgenten, die in Gefangenschaft geriethen, keine andere Wahl als die Knute oder den Eintritt in die russische Armee. Einstmals hatte sich ein Corps von 2000 Polen auf österr. Gebiet flüchten müssen, wurde aber daselbst entwaffnet und dem Fürsten Gortschakoff ausgeliefert. (Aehnliches hat sich in Oesterreich nie begeben. D. N.) Dieser stellte ihnen die erwähnte Alternative, fand sie aber alle entschlossen, nicht in den Reihen der Russen zu dienen. Nun begann die furchtbare Execution, bei welcher der Fürst anwesend gewesen sein soll. Sie dauerte mehrere Stunden und 10 der Gefangenen waren schon unter den Streichen der Knute erlegen, 7 andere hatten sich durch die gräßliche Qual beugen lassen und waren in's Hospital geschafft worden. Der Fürst aber erklärte, er sei entschlossen, die Knutenstrafe an jedem Einzelnen der 2000 vollziehen zu lassen und

sollte die Expedition einen Monat lang dauern. Die Polen fügten sich endlich der eisernen Nothwendigkeit. — Kaiser Nikolaus konnte wohl den unbeugsamen Charakter des Mannes, dem er die Vertheidigung von Sebastopol anvertraute.“

(Eine amerikanische Schildwache.) Eine neue Schrift über den Krieg der Vereinigten Staaten mit Mexico erzählt eine Anekdote von einem der Bürger-Soldaten, welche charakteristisch genug ist. Er war ein Deutscher von Geburt, Koch mit Namen und in New York als ein sehr reicher Mann bekannt. Er diente als Freiwilliger in dem amerikanischen Heere. In einer Nacht hatte er an einem Bagage-Wagen Schildwache zu stehen. Es regnete heftig und stürmte gewaltig. Das behagte dem Schildwachstehenden ganz und gar nicht. Als er eine halbe Stunde auf seinem Posten war, rief er aus Leibeskräften nach dem Corporal. Der Corporal erschien endlich, um zu fragen, was der Schildwache zugestoßen sei. Koch wünschte auf zehn Minuten abgelöst zu werden, weil er durchaus ein Paar Worte mit dem Obersten sprechen müsse. Der Corporal erfüllte die Bitte und Koch eilte zu dem Obersten. „Was wünschen Sie, Herr Koch?“ fragte ihn dieser. — „Herr Oberst,“ entgegnete der Gefragte, „ich möchte nur wissen, wie viel der verfluchte Wagen werth ist, bei dem ich Wache stehen muß.“ „Das kann ich nicht wissen“, sagte der Oberst. — „Auf den ganz genauen Werth kommt es mir auch nicht an,“ entgegnete Koch, „wenn ich ihn nur so ungefähr erfahre.“ — „Ungefähr? Nun, vielleicht tausend Dollars,“ erwiderte der Oberst. — Tausend Dollars? wiederholte Koch. „Gut Erlauben Sie mir ein Stück Papier, Dinte und Feder; ich will Ihnen eine Anweisung über tausend Dollars schreiben und — mich schlafen legen. Ich bezahle tausend Dollars, mag aus dem Wagen werden was da will.“ — Der Oberst nahm die Anweisung, Koch legte sich nieder und bezahlte später. Der Wagen blieb unverfehrt und der Oberst steckte das Geld in seine Tasche.

(Im Bade.) Die Hindus müssen sich ihrem Glauben gemäß täglich mehrmals im Ganges oder einem andern heiligen Flusse baden oder waschen. Die Frauen nun begeben sich meist in großer Anzahl in das Bad an Flussstellen, die durch Bambusstäbe, Leinwand u. dgl. abgegrenzt sind und die sie nicht bloß vor den Blicken der Männer, sondern auch vor gefährlichen Wasserbewohnern schützen. Seit sieben Jahren verschwanden aber täglich vier bis fünf dieser Badenden in Benares mitten unter ihren Freundinnen und sie wurden mit unwiderstehlicher Gewalt unter das Wasser gezogen. Man stellte alle erdenklichen Nachforschungen an und hundertlei Vermuthungen auf. Einige meinten, es sei ein Krokodill in das Frauenbassin gedrungen wie ein Wolf in einen Schafstall, aber die Umzäunung war vollkommen erhalten, so daß ein solches Thier unmöglich hineingelangen konnte; die Brahmanen, die man befragte, beschuldigten die bösen Geister; die Polizei, welche dieses Verschwinden von Frauen nicht zu erklären vermochte, läugnerte es, ließ aber doch den Fluß vor der Stadt genau beobachten. Vergebens. Die Frauen setzten merkwürdiger Weise ihre Abwaschungen an der gefährlichen Stelle muthig fort, nur wagten sie sich nicht mehr weit in das Wasser hinein. Im April d. J. stieß Eine der Badenden einen gräßlichen Schrei aus und verschwand; da sie aber jung und sehr kräftig war, gelang es ihren verzweifelungsvollen Anstrengungen aus der Gewalt ihres Gegners sich frei zu machen, der von allen für ein Krokodill gehalten wurde und sie erschien wieder unter ihren Freundinnen. Sobald sie sich von ihrem Schrecken erholt hatte, erzählte sie zur großen allgemeinen Verwunderung, daß sie keineswegs von einem Krokodille, sondern von einem — Manne angefallen worden sei. Dieser Mann war ein ausgezeichnete Taucher, der täglich an der Einzäunung des Frauenbades lauerte, die Badenden beobachtete, zwischen den Bambusstäben hindurchschlüpfte und diejenigen, welche die meisten Schmucksachen an sich hatte, die von den Hindufräuen nie abgelegt werden (auch nicht im Bade), ergriff, unter das Wasser zog und beraubte. Es gelang auch bald dem Uebelthäter zu ergreifen, welcher kürzlich am Ufer des Flusses in Benares gehangen worden ist, nachdem er viele Hunderte von Frauen ertränkt und beraubt hatte.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Cotta's Buchdruckerei in Kronstadt

Der Satellit
Beiblatt der R
tung jeden
kann nur mit
Pränumerat

Nr. 43

Die Ver
Schwefel

Ermess
Urstoffe für
Gesellschaft
fabrik hervor
rein technisch
sion, zu dere
werbekammer
zu heben, ih
trauen. Zur
1853 an die
findung der
von dem W
nen geognost
Bei W
in der Mäch
Schur selbe
gut 1/2 bis

Die
proben ließ
arten besch
kennbare B
Formen zu
Auge nicht
gnation au
auf Null

Auch
tes, daß v
finden wer
Mitwirken
schlossenes

Unse

interessant

1. C

darauf zu

2. S

sche Wen

schäfte da

3. S

stoff Bor

4. S

Schwie

Di

rungen,

ten Kis

dem Ge

etwas B

Bival

des Bü

Sauerq

)

tarfo'sch